

DANIEL
SPECK

*Bella
Germania*

ROMAN

»Eine
packende Geschichte –
und wunderschön
erzählt.«

Jan Weiler



Drei
Bestseller von
Daniel Speck
in einem
Band

3
in 1

DANIEL
SPECK

*Piccola
Sicilia*

ROMAN



DANIEL
SPECK

*Jaffa
Road*

ROMAN



Daniel Speck

**Bella Germania / Piccola
Sicilia / Jaffa Road - Drei
Romane in einem Band**

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Mit seinen Familienromanen führt uns Bestseller-Autor Daniel Speck ins Herz des Mittelmeers. Bewegend verknüpft er Schicksale und Generationen und entwirft ein vielstimmiges Panorama der Kulturen. Gehen Sie mit Daniel Speck auf die Reise in seine drei Erfolgsromane.

Bella Germania: Die große deutsch-italienische Familiengeschichte in drei Generationen – voller Zeitkolorit, dramatischer Wendungen und großer Gefühle.

München, 2014: Die Modedesignerin Julia ist kurz vor dem ganz großen Durchbruch. Als plötzlich ein Mann namens Vincent vor ihr steht, der behauptet, er sei ihr Großvater, gerät ihre Welt aus den Fugen.

Mailand, 1954: Der junge Vincent fährt von München über den Brenner nach Mailand, um dort für seine Firma zu arbeiten. Er verfällt dem Charme Italiens, und er begegnet Giulietta. Es ist Liebe auf den ersten Blick. Doch sie ist einem anderen versprochen.

Eine tragische Liebe nimmt ihren Lauf, die auch Jahrzehnte später noch das Leben von Julia völlig verändern wird.

Piccola Sicilia: Ein sonniger Herbsttag auf Sizilien. Schatztaucher ziehen ein altes Flugzeug aus dem Meer. Die deutsche Archäologin Nina findet auf der Passagierliste ihren

Großvater Moritz, der seit dem Zweiten Weltkrieg als verschollen galt - das große Geheimnis ihrer Familie. Überraschend begegnet Nina einer fremden Frau, die behauptet, Moritz' Tochter zu sein. Hatte er eine zweite Familie?

Tunis, 1942. Das bunte italienische Einwandererviertel »Piccola Sicilia«. Im Grandhotel Majestic begegnet der deutsche Soldat Moritz der faszinierenden Jüdin Yasmina und ihrer heimlichen Liebe, dem Pianisten Victor. Als die Nazis Victor gefangennehmen, riskiert Moritz alles, um ihm zur Flucht zu verhelfen. Doch durch seine Gefühle für Yasmina gerät er in ein schicksalhaftes Dilemma.

Jaffa Road: Eine Villa am Meer unter Palmen: Die Berliner Archäologin Nina reist nach Palermo, um das Erbe ihres verschollenen Großvaters Moritz anzutreten. Dort begegnet sie ihrer jüdischen Tante Joëlle - und einem mysteriösen Mann, der behauptet, Moritz' Sohn zu sein. Elias, ein Palästinenser aus Jaffa.

Haifa, 1948: Unter den Bäumen der Jaffa Road findet das jüdische Mädchen Joëlle ein neues Zuhause. Für das palästinensische Mädchen Amal werden die Orangenhaine ihres Vaters zur Erinnerung an eine verlorene Heimat. Beide ahnen noch nichts von dem Geheimnis, das sie verbindet, in einer außergewöhnlichen Lebensreise rund ums Mittelmeer.

Daniel Speck nimmt uns mit in die Welt seiner Romane: In seinem Coffee-Table-Book **Terra Mediterranea** lädt er ein zu einer farbig bebilderten kulinarischen Reise rund ums

Mittelmeer und erzählt dort die Geschichten hinter den Gerichten.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Daniel Speck, 1969 in München geboren, baut mit seinen Geschichten Brücken zwischen den Kulturen. Durch seine Reisen und seine Recherchen trifft er Menschen, deren Schicksale ihn zu seinen Romanen inspirieren. Der Autor studierte Filmgeschichte in München und in Rom, wo er mehrere Jahre lebte. Er verfasste Drehbücher, für die er mit dem Grimme-Preis und dem Bayerischen Fernsehpreis ausgezeichnet wurde. Sein Roman ›Bella Germania‹ wurde als Dreiteiler prominent verfilmt. Mit dem Bestseller ›Piccola Sicilia‹ führt Daniel Speck uns auf eine Reise ins Herz des Mittelmeers. Dieses vielstimmige Panorama der Kulturen erweitert er in seinem Familienroman ›Jaffa Road‹.

www.danielspeck.com

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Daniel Speck

Bella Germania

Natürlich erstaunt es nicht, dass Fragen über Einwanderung und Einwanderer unweigerlich zu Fragen danach führen, wer wir sind und wer wir sein wollen – die tiefsten Dinge.

Hanif Kureishi, »Mein Ohr an deinem Herzen«

*Für alle, die ihre Heimat verließen
und ihre Geschichten mitnahmen.*

Teil 1

1

Unser Leben gehört uns nicht allein. Dieses Haus, das wir unser Ich nennen, ist bewohnt von denen, die vor uns kamen. Ihre Spuren sind in unsere Seelen eingraviert. Erst ihre Geschichten machen uns zu dem, was wir sind.

Julia

Er sagte, er sei mein Großvater. Wenn er mir seine Geschichte erzählen dürfe, würde ich ihm glauben. Er bat mich so eindringlich, ihm zuzuhören, als hinge sein Leben davon ab. Und als er mir die Geschichte dann erzählte, begriff ich, dass in Wahrheit *mein* Leben davon abhing.

Aber das wusste ich noch nicht, als er plötzlich vor mir stand, ein schöner alter Mann, ein Fremder, der mich ansah, als hätte er mich schon immer gekannt. Es war Frühling, ich war in Mailand, und er weckte mich aus einem Traum auf – nur dass

dieser Traum die Wirklichkeit war, die ich bisher für mein Leben gehalten hatte.

Kleider machen Leute. Ich mache Kleider. Ich gebe Menschen eine zweite Haut, verwandle, verhülle oder entpuppe das, was sie ihr Ich nennen, sehe dabei zu, wie sie ins Licht treten und sich den Blicken der anderen aussetzen, während ich selbst im Verborgenen bleibe. Mein Reich ist das Atelier, der Zauber des Möglichen, Stoff in meinen Händen, der sich aus Fläche zu Raum entfaltet, aus der Skizze zur lebendigen Skulptur. Stoffe haben Persönlichkeit, sie erzählen mir etwas über den Menschen, der sie trägt. Seide spricht eine andere Sprache als Wolle, Leinen sucht eine andere Form als Samt. Kleider leben, sind keine tote Form; sie bewegen sich, verändern sich, verändern ihre Träger. Wenn ich ein Kleidungsstück entwerfe, sehe ich die Menschen nicht nur als das, was sie sind, sondern als das, was sie werden könnten.

Seit ich ein Kind war, wollte ich nie etwas anderes machen. Und es gibt kein größeres Glück, als das zu tun, was man liebt. Aber Talent genügt nicht. Mode ist zur Hälfte Kunst und zur Hälfte harte Arbeit. Was nach außen aussieht wie Selbstverwirklichung, verlangt in Wahrheit viel Selbstverleugnung. Es ist ein Leben für die Schönheit der anderen. Man zahlt immer einen Preis. Mein Traum von einem eigenen Modelabel war purer Größenwahn oder, schlimmer noch, blutige Naivität. Die meisten meiner Kommilitonen auf der Londoner Modeakademie hatten sich mit ihrem Dasein als

Angestellte arrangiert, wenn sie überhaupt noch in der Branche arbeiteten. Sie beneideten und bewunderten mein kleines eigenes Label, aber niemand kannte meine Albträume, aus denen ich nachts aufwachte, die Existenzängste, die Panik, es nicht zu schaffen und auf hohem Niveau zu scheitern.

Ich war jetzt sechsunddreißig, aber ich fühlte mich genauso wenig angekommen wie mit sechsundzwanzig. Die großen Ziele, für die man seine »besten Jahre« opferte, lagen immer noch vor mir. Was nach außen glamourös klang, war in Wahrheit ein Nomadenleben aus dem Koffer, ein Tingeln durch den Messezirkus, getrieben von chronischen Schulden und dem sturen Glauben, dass Talent sich durchsetzen würde in einer Welt, die nicht auf mich gewartet hatte.

Mein Geschäftspartner Robin war der einzige Mensch, der vorbehaltlos an mich glaubte. Er war acht Jahre älter als ich, ein Fels in der Brandung, schon einmal spektakulär pleitegegangen und ebenso spektakulär wiederauferstanden. Robin hatte alles, was ich nicht hatte: Eltern mit Geld, unerschütterliches Selbstvertrauen, immer einen witzigen Spruch auf den Lippen. Und er brachte etwas mit, ohne das es heute keiner mehr schafft: einen zinslosen Kredit seiner Eltern.

Er kümmerte sich ums Geschäft, ich ums Kreative. Unsere Firma war unsere Familie, die Kleider unsere Kinder. Wir waren zwei Besessene, die Versicherung füreinander, dass wir mit unseren verrückten Träumen nicht alleine waren. Wir teilten die durchwachten Nächte, die Hoffnungen und

Enttäuschungen, den Traum vom großen Durchbruch. Alles – außer das Bett. Wir waren beide klug genug, unser Start-up dadurch nicht aufs Spiel zu setzen. Denn wenn es eine Konstante in meinem Leben gab, dann die: Auf mein Handwerk konnte ich mich immer verlassen, auf die Männer weniger.

Die Tage und Nächte in unserem Münchner Hinterhofatelier waren kein inniges Miteinander, sondern ein Ineinandergreifen von genau getakteten Arbeitsabläufen. Es gab keine Konkurrenz zwischen uns, sondern eine produktive Symbiose. Wir fieberten dem Durchbruch entgegen, ohne je zu hinterfragen, was das eigentlich war: der Durchbruch. In Wahrheit gab es nur eine Aneinanderreihung von Erfolgen und Rückschlägen. Der Durchbruch stand irgendwie immer kurz bevor und kam doch nie wirklich. Wie Tunnelarbeiter wühlten wir uns tagtäglich durch die Erde und nahmen alles in Kauf, im Glauben daran, dass wir eines Tages Licht sehen würden.

Und jetzt war es so weit. Wir hatten zum ersten Mal einen Auftritt auf der Mailänder Fashion Week, vor internationalem Publikum, zusammen mit fünfzehn anderen jungen Designern. Es gab einen Preis zu gewinnen, ohne Preisgeld zwar, aber der Gewinner würde ein Jahr lang einen Sponsor bekommen, der die Marke aufbauen und vermarkten würde – eine italienische Holding, der große Labels gehörten, mit Weltvertrieb und unbezahlbaren Kontakten. Alles, wofür wir in den letzten Jahren gekämpft hatten, könnte sich jetzt endlich auszahlen.

Wochenlang hatten wir wie besessen an der neuen Kollektion gearbeitet, die anders sein sollte als alles, was wir bisher gemacht hatten. Ein Potpourri aus verschiedensten Materialien, Farben und Epochen. Wochenlang lebten wir in einem kreativen Rausch mit kaum Schlaf und viel Kaffee, nur das Ziel vor Augen. Mailand war kein Heimspiel wie München oder Berlin. Alles war eine Nummer größer – die Hallen, die Labels, die Einkäufer. Hier war das Licht greller, der Aufstieg steiler und der Fall tiefer. Die anderen fünfzehn waren verdammt gut, und in unserer Halle kochte die Luft wie auf einem mittelalterlichen Marktplatz. Aber alle lächelten.

Es ging schief, was schiefgehen konnte. Noch Sekunden vor der Show steckte ich hinter der Bühne die Hosen ab, korrigierte Nähte, änderte das Make-up und stach mir mit der Nadel in den Finger. Im selben Augenblick öffnete sich der Vorhang. Die Models schalteten ihr Gesicht an und gingen auf den Catwalk. Das ist der Moment, in dem du mit rasendem Puls hinten im Dunkeln stehst, den Atem anhältst, nicht sehen kannst, was vorn passiert, und nichts hörst außer der Musik, dem Klicken der Kameras und deinem eigenen Herzschlag. Die Reaktion in den Gesichtern des Publikums siehst du nicht. Und du kannst nichts mehr tun. Was du monatelang im Verborgenen hast wachsen lassen, ist nun dem unbarmherzigen öffentlichen Auge preisgegeben. Jetzt fiel das Urteil, es gab keine Möglichkeiten mehr, etwas zu ändern, nur noch Triumph oder Niederlage.

Robin und ich sahen uns an. Im schwachen Licht schien sein fiebriges Gesicht auf, während sein Körper im schwarzen Rollkragenpulli vor dem schwarzen Hintergrund verschwand. Wir waren zu Gespenstern geworden. Wir versuchten, die Reaktionen des Publikums zu hören, aber nichts drang zu uns durch, weder Staunen noch Ablehnung. Dann kamen die ersten Models zurück, und wir stürzten uns auf sie, um in Sekundenschnelle die Outfits zu wechseln. Andere Designer arbeiteten mit mehr Models, uns fehlte das Geld dazu.

Im zweiten Set gingen die schrägeren Kreationen raus, die ironischen Zitate, optischen Täuschungen und provokanten Stilbrüche. Am Ende: Stille. Atem anhalten. Dann Applaus, die erste Erleichterung, und schließlich der Moment, als Robin mich an der Hand nahm und wir aus dem Dunkel ins grelle Licht der Scheinwerfer traten. Wie Maulwürfe, die auf einmal in die Sonne blickten. Ich konnte zuerst keine Gesichter erkennen, nur eine weiße Brandung aus Licht, mit der uns ein unerwartet heftiger Applaus entgegenschlug. Auf einmal wurde alles ganz leicht. Wir verneigten uns, lachend, verunsichert, berauscht. Plötzlich wurde mir schwarz vor Augen. Meine Knie gaben nach, als wären sie aus Gummi. Ich stürzte, spürte noch den harten Aufprall auf der Bühne, dann fiel mein Bewusstsein in eine bodenlose, schmerzfreie Dunkelheit.

2

Als ich meine Augen wieder öffnete, spürte ich Schweiß und kalte Nachtluft auf der Stirn. Jemand hatte das Fenster aufgerissen. Ich lag in der Maske, auf dem kalten Boden unter dem Schminkspiegel, zwischen Stühlen, Kleiderständern und Kleiderbergen. Die Models redeten aufgeregt durcheinander. Eine von ihnen hielt meine Beine hoch. Robin fehlte. Ein junger Sanitäter redete auf Italienisch auf die Mädels ein, spritzte mir irgendwas in den Arm, und langsam drangen wieder Geräusche an mein Ohr. Die besorgten Stimmen, wummernde Musik von nebenan und ein Motorroller vor dem offenen Fenster. Der Sanitäter half mir auf einen der Stühle.

Mein bleiches Gesicht im Schminkspiegel. Eine Fremde. Da sah ich ihn zum ersten Mal, hinter mir. Er kam durch die Tür, ein alter Mann zwischen den jungen Models. Groß, schlank und energisch; er passte nicht hierher mit seinem eleganten Anzug, dem Halstuch und dem Hut. Niemand kannte ihn, aber er schob sich zu mir durch, als kenne er mich. Ich sah seine Augen. Klar, blau und wach. Er musste Deutscher sein. Jeder im Raum glaubte wohl, er würde zu jemand anderem gehören. Das war der Modezirkus. Immer läuft irgendein Fremder herum, nie kennt man alle Namen, und jeder hütet sich davor nachzufragen, denn es könnte ja jemand Wichtiges sein.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte er mich. Für einen Fremden klang seine Stimme zu besorgt.

»Okay.«

Er reichte mir ein Glas Wasser. Ich trank einen hastigen Schluck und strich mir durch die zerzausten Haare, dankbar für den Sauerstoff, der zum Fenster hereinströmte. Er setzte sich auf den Stuhl neben mich. Zuerst dachte ich, er gehöre zur Jury. Aber dafür wirkte er zu seriös. Man spürt, ob einer aus der Branche kommt. Es lag etwas Anrührendes in der Art, wie er mich ansah. Er war bewegt, aufgewühlt, als kenne er mich schon lange. Aber ich hatte keinen Schimmer, wer er war. Im Neonlicht des Schminkspiegels konnte ich jetzt sein Alter schätzen. Er musste um die achtzig sein.

»Julia«, sagte er leise.

»Kennen wir uns?«, fragte ich zurück, irritiert davon, wie er mich unverwandt ansah. Er zog die Augenbrauen hoch.

»Gratuliere zu der Kollektion.« Seine Stimme klang erstaunlich jung, aber nicht ohne Autorität und zugleich auf eigenartige Weise zerbrechlich.

»Danke.«

Er räusperte sich. »Ich komme auch aus München. Ich bin Ihnen gefolgt, um Ihre Präsentation zu sehen.« Er sagte »Präsentation«, als ginge es nicht um Mode, sondern um einen PowerPoint-Vortrag. »Ich heiße Vincent ... Vincent Schlewitz.«

Er wartete darauf, welches Echo sein Name bei mir auslöste. Aber bei mir klingelte nichts. Der Sanitäter unterbrach uns auf Italienisch. Da ich kein Wort verstand, übersetzte Vincent: Ich

solle bitte den Ärmel hochziehen, er müsse meinen Blutdruck messen. Ob ich wirklich keinen Arzt sehen wolle. Ich schüttelte den Kopf. »Kleiner Schwächeanfall, sonst nichts«, gab ich zurück und verschwieg den Mix aus Kaffee, Adrenalin und anderen Substanzen in meinem Blut. Es war mir unangenehm, von allen beobachtet zu werden, während der Sanitäter die Manschette um meinen dünnen Oberarm aufpumpfte. Eher um von mir abzulenken als aus Neugier fragte ich den Unbekannten: »Und von welchem Label sind Sie?«

Er wog seine Worte ab, bevor er antwortete. »Das mag Sie jetzt überraschen, aber ich bin privat hier. Wenn Sie sich wieder besser fühlen und ein paar Minuten unter vier Augen hätten ...«

Er wurde mir unheimlich. Als könnte er meine Gedanken lesen, setzte er hinzu: »Nicht dass Sie denken ... Ich bin kein verrückter Fan, ich wollte Sie nur ... kennenlernen.« Er sah mich auf eine seltsame Weise an, als würde er durch mich hindurch jemand anderen sehen.

»Ist gerade nicht so der passende Zeitpunkt, sorry.«

Er ließ sich nicht abwimmeln. »Das wird Ihnen jetzt vielleicht seltsam erscheinen, aber ... Wir sind verwandt. Ihr Vater ...« Er zögerte, als er meine Reaktion bemerkte. »... ist mein Sohn. Ich bin ... dein Großvater.«

Schlechter Scherz. Unmöglich. Ein Spinner. Solche Gedanken schossen mir durch den Kopf. Ich muss ihn so entgeistert angestarrt haben, dass er wieder zum Sie wechselte.

»Ihr Vater, das ist doch Vincenzo?«

Vincenzo. Seit Jahren hatte ich den Namen nicht mehr gehört. Seit Jahrzehnten. Woher zum Teufel kannte er ihn? Kein Mensch außer meiner Mutter wusste, wie mein Vater hieß. Der Sanitäter nahm mir irritiert die Manschette ab und sagte etwas zu dem Mann. Wenn mein Blutdruck gerade noch im Keller gewesen war, musste er jetzt durch die Decke schießen. Ich wollte aufspringen, fühlte mich aber wie gelähmt.

Vincenzo, das war ein Mann, den ich einmal im Leben gesehen hatte. Vincenzo Marconi, Italiener, Sohn eines Gastarbeiters aus Sizilien. Viel mehr hatte meine Mutter mir nicht erzählt. Und das wenige, was sie sonst noch über ihn wusste, war nicht sehr schmeichelhaft. Dieser Fremde, der behauptete, sein Vater zu sein, war eindeutig Deutscher. Es konnte nicht stimmen.

»Ich glaube, Sie verwechseln mich«, murmelte ich und versuchte aufzustehen. Ich wollte raus. Aber im Stehen wurde mir schwindlig. Der Sanitäter hielt mich am Arm fest.

»*Piano, signora, piano.*« Er gab dem Mann zu verstehen, dass er mich jetzt in Ruhe lassen sollte. Aber der ließ sich nicht abwimmeln.

»Bitte. Es ist wirklich wichtig.«

Er zog seine Visitenkarte aus dem Sakko und reichte sie mir.

»Ich wohne auch in München. Ich muss Ihnen das erklären. Das hier ist für Sie, das ist ...« Er zog ein altes Foto aus seinem Sakko. Zögerte kurz, als wollte er sicher sein, dass ich auf diesen Moment vorbereitet war. Dann reichte er es mir.

Es kam aus einer anderen Zeit. Schwarz-weiß und abgegriffen, der Mode nach zu urteilen aus den Fünfzigern. Ein junges Paar vor einem Motorrad, im Hintergrund der Mailänder Dom, er hält ihre Hand, beide ein bisschen schüchtern, aber unbefangen, strahlend vor Glück. Der Mann ist etwas älter als die Frau, trägt einen einfachen Sommeranzug im geraden, etwas biederen Schnitt der Fünfziger, ist stattlich und groß, mit hellen Augen, aus denen Witz und Intelligenz sprühen. Sein Lachen strahlt Mut und Zuversicht aus. Etwas Jungenhaftes, Unschuldiges umgibt ihn. Ich erkannte ihn wieder, selbst nach sechzig Jahren.

»Das bin ich, 1954, in Mailand. Und das ist Giulietta. Deine Großmutter.«

Er deutete auf die Frau auf dem Foto. Eine hübsche Italienerin Anfang zwanzig, kurze schwarze Haare, Sommerkostüm mit kleinem Hut. Sie sah aus wie ich. Nicht dass sie mir irgendwie ähnlich sah, nein. Es war vielmehr, als blickte ich direkt in mein Spiegelbild. Ich war schockiert. Sie war jünger als ich heute, aber sie hatte meine zierliche Figur, meine geschwungenen Augenbrauen, diesen abenteuerlustigen und etwas verträumten Blick, den ich von meinen Fotos her kannte, die dunklen Augen und den ironischen Zug um den Mund. Sie schien voller Energie zu stecken, und dennoch lag etwas Trauriges und Melancholisches in ihren großen Augen. Was ich da sah, war keine Fremde, sondern ein Echo meiner Seele aus einer vergangenen Welt. Auf diesem Bild sah ich mich selbst als eine Frau in einer anderen Zeit, in anderen Kleidern, neben

einem fremden Mann. So unfassbar lebendig, so vertraut und rätselhaft, dass es mir die Sprache verschlug.

»Moment, das kann nicht sein. Mein Vater war Italiener. Aber Sie sind doch Deutscher?«

Er sah mich etwas verunsichert an.

»Was hat er Ihnen denn von mir erzählt?«

Ich drehte mich weg, so dass die anderen mich nicht hören konnten.

»Nichts. Ich habe nichts mit ihm zu tun.«

Er war irritiert von der plötzlichen Schärfe meiner Stimme.

»Aber – ...?«

»Er ist tot. Sorry, Sie müssen mich verwechseln.«

»Tot?«, fragte er schockiert. »Wann ist er gestorben?«

»Als ich klein war.«

»Wer sagt das?«

»Meine Mutter.«

»Aber das ist nicht wahr. Er lebt.«

Ich starrte ihn verstört an. Er schien sich sicher zu sein.

»Nein.«

»Doch. Das weiß ich. Er lebt in Italien.«

In diesem Moment kam Robin in die Maske gelaufen.

»Bist du okay?«

Instinktiv versteckte ich das Foto hinter meinem Rücken. Robin umarmte mich. Er musste bemerkt haben, wie verstört ich war, schob es aber wohl auf meinen Schwächeanfall. Er warf dem ungebetenen Besucher einen irritierten Blick zu.

»Alles in Ordnung«, sagte ich, und bevor er den Fremden fragen konnte, wer er war, legte ich nach: »Ich schick Ihnen das Autogramm zu, ja? Sie müssen mich jetzt entschuldigen.«

Der Mann nickte unsicher.

»Rufen Sie mich an. Es ist wichtig. *Bitte.*«

Ich hatte noch nie einen gestandenen Mann erlebt, der mich so flehend ansah. Auf seiner Seele schien eine alte Last zu liegen, deren Gewicht ich nicht fassen konnte. Als er sich mit einem höflichen Kopfnicken verabschiedete, fühlte ich mich schuldig. Ich hätte ihn nicht abweisen dürfen.

»Wer war das?«, fragte Robin.

»Keine Ahnung.«

Ich hasste es, ihn anzulügen. Ich hatte Robin nie belogen, ich hatte nichts zu verstecken. Außer vor mir selbst.

»Was ist«, fragte ich, »warum grinst du so?«

Wir hatten Glück. Endlich mal Glück. Vielleicht waren wir auch tatsächlich die Besten gewesen, egal, jedenfalls hatte sich die Jury für uns entschieden. Die Wette, die ich vor vielen Jahren gegen alle Zweifler geschlossen hatte, war gewonnen. Das war's. Der Durchbruch. Das Licht am Ende des Tunnels. Und ich zu schwach auf den Beinen, um den Preis entgegenzunehmen. Ich weiß nicht mehr, wie ich es dann doch geschafft habe, kann mich an kaum etwas erinnern, nur laute Musik und Applaus, während ein Kreuzfeuer von Gedanken durch meinen Kopf raste. Presse, Jury, Investoren, alle stürzten sich auf uns. Auf einmal waren wir groß.

3

Spät nach Mitternacht standen wir angetrunken vor der Messehalle, und ich zahlte den Models das Honorar aus. Robin war völlig aufgekratzt und wollte in einem Club weiterfeiern. Aber ich hatte keine Kraft mehr. Ich fiel in ein schwarzes Loch aus Rausch, Verwirrung und tiefer Erschöpfung.

»Sollen wir dich nicht doch ins Krankenhaus bringen?«

»Nein, ich muss nur schlafen. Geht feiern!«

Den Durchbruch hatte ich mir anders vorgestellt. Ich war der Star des Abends, aber die Party fand ohne mich statt. Und das war okay so. Ich ging auf den Parkplatz zu meinem rostigen Volvo Kombi, zog meine alte, hundertmal geflickte Jeans an und rollte im Heck den Schlafsack aus. Neben mir lag die Kollektion. Wir hatten uns kein Hotel mehr leisten können. Ohne den Preis hätten wir morgen nicht mehr existiert.

Ich war dankbar für die Stille. Die Beats wummerten noch in meinem Schädel. Ich rollte mich ein und legte meinen Kopf auf das kühle Leder meiner Handtasche. Darin steckte das Foto. Warum ich es Robin verschwiegen hatte, war mir selbst nicht ganz klar. Diese Geschichte gehörte zu einem Ort in mir, zu dem er keinen Zugang besaß, einem Zimmer im Haus meiner Seele, dessen Tür ich schon lange verschlossen und dessen

Schlüssel ich an einem geheimen Ort versteckt hatte, an den ich mich nicht mehr erinnerte.

Mein Großvater – das war ein blinder Fleck auf der Landkarte meiner Familie, ein unbekanntes Eiland, das nie jemand zu finden versucht hatte. Sein Erscheinen war die Antwort auf eine Frage, die nie gestellt worden war. Ein Großvater, dessen Existenz für mich keine Bedeutung hatte, weil bereits der Vater oder vielmehr dessen Abwesenheit alles war, was mein Bewusstsein fassen konnte. Nie war mir der Gedanke gekommen, dass dieser Unbekannte selbst eine Mutter und einen Vater haben könnte – so unnahbar, ja, unmenschlich war er mir erschienen.

Mein Vater existierte einfach nicht. Da war meine Mutter, und das reichte. Musste reichen. Ihn habe ich einmal im Leben gesehen, ein einziges Mal. Kurz darauf sagte mir meine Mutter, dass er gestorben sei. Autounfall. Ich war ein Kind, ich verstand nur so viel: Er war weg, und das für immer. Ich habe ihn nie bewusst vermisst, denn man vermisst nur, was man einmal hatte. Es ist jedoch so: Etwas fehlt. Und nicht zu wissen, was oder wer das ist, dem Fehlenden kein Bild zu geben, macht die Sehnsucht danach umso größer. Ohne ein Objekt zu haben, auf das diese unbestimmte Sehnsucht sich richten könnte, wird das Unerfüllte, die Abwesenheit zu einer Art Grundzustand des Lebens. Man hinterfragt nicht mehr, dass es so ist. Egal wie reich und erfüllt das Leben eigentlich sein könnte, man ist nie zufrieden, weder mit dem, was man hat, noch mit dem, was man ist. Etwas fehlt.

Ohne Vater aufzuwachsen war in meiner Generation nichts Ungewöhnliches. Dass Paare zusammenblieben, schien eher die Ausnahme zu sein. Familien waren unbeständige Konstrukte auf Zeit, gebaut auf Gefühle, die vergehen, Hoffnungen, die verblassen, und Konventionen, die zerbrechen. Was mich von meinen Freundinnen unterschied, war, dass ich im Unterschied zu den Scheidungskindern meinen Vater nicht am Wochenende besuchen konnte, und selbst diejenigen, die sich eines Tages auf die Suche nach ihrem Erzeuger machten, hatten etwas, das sie finden konnten. Ich brauchte mich erst gar nicht auf die Reise zu begeben.

Vielleicht stand dieses Gefühl der Unvollständigkeit am Anfang meines Impulses, Mode machen zu wollen. Die Welt, wie ich sie vorfand, genügte mir nicht. Ich wollte das, was fehlte, mit meinen Vorstellungen ausfüllen, meine Farben und Formen auf die Leinwand des Möglichen werfen. Warum es ausgerechnet Mode war, wusste ich nicht. Vielleicht weil es das war, was ich schon als Kind mit Händen greifen konnte, als ich meine Puppen einkleidete. Puppen waren toll, weil sie verboten waren. Ich musste mir meine Barbies heimlich vom Taschengeld absparen und unterm Bett verstecken. Barbies waren reaktionäre, unemanzipierte Kommerzscheiße. Wäre ich ein Junge geworden, hätte meine radikal linke Mutter mir Kriegsspielzeug verboten. Und ich wäre in Afghanistan einmarschiert.

Ich fiel in einen tiefen, unruhigen Schlaf. Ich träumte von der Rückfahrt nach München. Die Alpen. Eine Serpentinstraße. Kühle, feuchte Bergluft, nasser Asphalt, Moos an den Felswänden, eine erhabene Landschaft von ewiger Stille, aber ich fuhr viel zu schnell. Neben mir, wo Robin sitzen sollte, sah ich auf einmal den fremden Mann. Meinen Großvater. Er rief mir etwas zu, das ich nicht verstand, eine Warnung, aber es war zu spät: Ich raste auf eine Rechtskurve zu. Vor mir die rostige Leitplanke. Ich lenkte, aber das Auto reagierte nicht. Schoss geradeaus weiter, krachte in die Leitplanke, ein harter Aufprall, ringsherum zersplitterte Glas, das Auto überschlug sich, und wir stürzten in die Tiefe. Das flaue Gefühl im Magen, als der Wagen nach vorne kippte, unter uns der Abgrund, und ich konnte nichts mehr ausrichten. Der freie Fall in die Tiefe, schwerelos für einen endlos gedehnten Augenblick, und die unabänderliche Gewissheit, dass mein Leben in wenigen Sekunden vorbei sein würde.

Und dann sah ich ein Gesicht vor mir. Wie mein Spiegelbild. Die Italienerin auf dem Foto.

Schweißgebadet wachte ich auf. Ich brauchte einige Sekunden, bis ich begriff, dass ich nicht tot war. Ich blickte mich um. Das Auto war heil. Es stand still. Hinter den beschlagenen Scheiben wurde es hell. Robin war noch nicht zurück. Erste Vögel zwitscherten, irgendwo in der Ferne fuhr ein Bus.

Ich öffnete die Wagentür, kletterte unbeholfen ins Freie und sog die neblige Morgenluft in meine Lungen ein. Man stirbt

verdammt schnell, dachte ich. Eine kleines Zucken der Hand am Lenkrad, ein paar Sekunden zu spät gebremst, schon fliegst du von der Straße. Je schneller du fährst, desto weniger hast du es unter Kontrolle. Also hältst du das Lenkrad fest und die Augen offen, denn du hängst am Leben, du hast dir etwas aufgebaut, du hast Pläne. Du bist nicht zufällig hier, du hast etwas zu tun, eine Aufgabe, eine Bestimmung.

Es gibt nur eine Sünde, sagst du dir: vergeudetes Talent. Nicht zu werden, was man sein könnte. Begabung ist eine Gabe und zugleich eine Aufgabe: dieses unverdiente Geschenk des Lebens in ein Geschenk an die Welt zu verwandeln.

Bisher dachte ich, an einem gewissen Punkt entschieden zu haben, mein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Aber wer sitzt wirklich am Steuer? Die Dinge, die in diesem April geschahen, waren nicht von mir bestimmt. Es war, als hätte sich schon lange zuvor etwas zusammengebraut, eine andere Bestimmung, die mich ausgesucht hatte, um sich zu erfüllen.

Ich war nur Teil eines größeren Ganzen.

4

Unser Hinterhofatelier verwandelte sich in einen hektischen Taubenschlag. Journalisten, Einkäufer und Agenten rannten uns die Bude ein. Keine vierundzwanzig Stunden nach der Präsentation unserer Kollektion fragten alle schon nach der nächsten. Durchbruch, das hatte ich mir als einen Moment vorgestellt, in dem wir endlich mal durchatmen konnten. Aussteigen aus dem Hamsterrad, auf den Lorbeeren ausruhen. Aber jetzt wurde mir schlagartig klar, dass es in Wahrheit das Gegenteil bedeutete. Der Druck wurde größer. Ins Licht der Öffentlichkeit gerissen, würde ich beweisen müssen, dass ich die Lorbeeren auch verdient hatte, dass ich keine Eintagsfliege war. Dabei fühlte ich mich immer noch so, als hätte mich eine Abrissbirne am Kopf erwischt.

Robin gab Gas. Wildentschlossen, die Chance zu nutzen, telefonierte er täglich mit den Italienern. Unsere designierten Sponsoren, von denen ich mir nicht sicher war, ob sie sich als Teil unseres Preises oder uns als ihre Trophäe sahen. Eine große Holding, denen schon Dutzende Labels gehörten, darunter die ganz großen Namen, die längst nicht mehr ihren Gründerfamilien gehörten. Robin erzählte ihnen, dass ich die nächste Kollektion schon entworfen hätte. Tatsächlich hatte ich – nichts. Ich war völlig ausgebrannt. Zwang mich an den

Zeichentisch, pumpfte mich mit Kaffee voll, brachte aber keinen einzigen brauchbaren Entwurf zustande.

Sicher, ich war glücklich darüber, dass die jahrelange Arbeit endlich die verdiente Anerkennung bekam. Doch irgendetwas in mir glaubte nicht, dieses Glück verdient zu haben.

Stundenlang starrte ich auf den Skizzenblock. Meine Gedanken wanderten immer wieder zurück nach Mailand – nicht auf die Bühne, sondern in die dunkle Maske. Der Mann im Spiegel. Ein Meteorit, der in mein Leben eingeschlagen war.

Nachts, als ich allein im Atelier war, zog ich das alte Foto heraus. Ich stellte mich damit vor den Spiegel und starrte auf die Italienerin, bis ihr Gesicht mit meinem zu verschmelzen schien. Zwei Frauen in zwei verschiedenen Zeiten, die sich glichen wie Zwillinge. Giulietta. Wo war sie jetzt? Lebte sie noch?

Ich versuchte, mir vorzustellen, was dieser Mann für sie bedeutet haben mochte. Und warum ihm am Ende seines Lebens nichts wichtiger zu sein schien, als mich zu sehen. Waren wir wirklich verwandt? Ein Großvater – ich wusste nicht, wie sich das anfühlt. Den Vater meiner Mutter hatte ich als Kind ein paarmal gesehen, danach hatten sie sich zerstritten. »Alter Nazi« nannte sie ihn.

Wenn es stimmte, dass die Frau auf dem Foto meine Großmutter war und er mein Großvater, dann wäre ich keine Halb-, sondern Viertelitalienerin. Dann wäre mein Großvater

kein Gastarbeiter gewesen. Nicht, dass mir das je irgendetwas bedeutet hätte. Mein »Migrationshintergrund«. Ich war in der völligen Abwesenheit solcher Kategorien aufgewachsen. Meine Identität war eine, die ich mir selbst geschaffen hatte, keine übertragene, hinter mir stand niemand außer meiner Mutter. Bis ich diese Frau auf dem Foto sah. Auf einmal wurde mir bewusst, dass das, was mir fehlte, ohne dass ich es benennen konnte, ein menschliches Gesicht hatte. Dass es nicht verloren war.

Ich suchte ihn im Netz. Er war kein Unbekannter. Dr. Vincent Schlewitz war bis zu seiner Pensionierung vor zwölf Jahren ein sehr erfolgreicher Manager bei BMW gewesen. Wikipedia wies ihn als Entwickler verschiedener Autotypen aus, deren Nummern und Namen mir nichts sagten. Er war in Kattowitz, Oberschlesien, geboren, im Jahr 1930. Nichts in seiner Vita wies auf einen Bezug zu Italien hin, geschweige denn zu einer Italienerin oder zu meinem Vater.

Irgendwo in den Tiefen des Netzes fand ich auch ein Foto von Vincent Schlewitz mit seiner Frau auf einer Benefizgala. Blond, blauäugig, groß – keine Ähnlichkeit mit der dunkelhaarigen, zierlichen Italienerin aus Mailand. Sie wohnten in München. Kein vernünftiger Mensch würde nach Mailand fahren, um mich dort zu treffen, wenn er doch einfach die Tram nehmen konnte. Entweder er verwechselte mich, oder er war nicht ganz normal.

So hätte ich den Vorfall abhaken können – wenn nicht das Foto gewesen wäre. Die Frau, die aussah wie mein Spiegelbild.